

## Wo geht es nach Ahmadabad?

**Die Islamische Republik tilgt die Erinnerung an Mohammad Mossadegh, den ersten demokratisch gewählten Ministerpräsidenten des Landes**

Von Navid Kermani

Süddeutsche Zeitung, 26./27. September 2009

- Wo geht es nach Ahmadabad? fragt der Fahrer vier junge Männer, die an einer Kreuzung zweier schnurgerader Landstraßen warten, obwohl weit und breit kein anderes Auto zu sehen ist. So unangenehm ist dem Regime die Erinnerung, daß nicht einmal das Dorf beschildert werden darf.

- Zu Mossadeghs Grab? fragen die vier Männer zurück.

- Ja, sagt der Fahrer. Gott habe ihn selig, rufen sie im Chor und zeigen uns die Richtung.

Am 20. März 2009 wandte sich der amerikanische Präsident Barack Obama in einer Ansprache zum iranischen Neujahr an das iranische Volk und warb für eine Aussöhnung. Revolutionsführer Ajatollah Chamenei wies Obamas Initiative unter anderem mit dem Hinweis zurück, daß die Vereinigten Staaten im Jahr 1953 den iranischen Ministerpräsident Mohammad Mossadegh gestürzt und damit den Schah an die Macht gebracht hatten. Der Putsch der CIA gegen den ersten frei gewählten Führer des Landes ist für Iraner das traumatische politische Ereignis des 20. Jahrhunderts und prägt die Beziehung zum Westen bis heute.

Wir schauen uns um: In dieser windigen Öde also, nutzbar nur dort, wo sie aufwendig bewässert wird, stand Mossadegh die letzten Jahre seines Lebens unter Arrest, hier lebte er mit seinem Personal, den Bauern seines Dorfes und den hundertfünfzig Bewachern, hier durften ihn einmal die Woche seine Frau und die Kinder besuchen, hier liegt er begraben, und ich hatte gedacht, daß wenigstens die Natur ihm kein Gegner mehr gewesen wäre. Hier schrieb er seinem Sohn Mohammad am 9. Februar 1962: „Die Einsamkeit quält mich. Den Sommer verbrachte ich meist außerhalb des Gebäudes und wechselte ein paar Worte mit jedem, der vorbeikam. Aber im Winter, wenn es kalt ist, bleibe ich im Zimmer und geht es sehr schlecht. Ich konnte auch niemanden finden, der vertrauenswürdig ist und mit dem ich reden kann. Um die Wahrheit zu sagen, möchte ich nicht mehr leben.“

Die Bilder des iranischen Ministerpräsidenten, der das Erdöl verstaatlichte und damit den Briten entzog, gingen Anfang der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhundert um die Welt: der renitente Führer eines Entwicklungslandes, das geltende Verträge mit einer Weltmacht bricht, aufrecht im Bett über Papieren sitzend, in Hemd und Pyjamahose aus billigem iranischem Material, wie es die einfachen Leute tragen. Es war sein bevorzugter Arbeitsplatz. Auch Besucher, darunter viele ausländische Emissäre und sogar Minister hat er an diesem Bett empfangen, und das war nicht nur ein Signal, nie mehr vor dem Westen stramm zu stehen, wie es in Iran verstanden wurde, oder die Unverschämtheit eines Irrsinnigen, der Weltpolitik zu spielen versucht, wie es die westliche Presse darstellte, selbst linksgerichtete Magazine wie der *Spiegel* übrigens, auf dem Titel Mossadeghs Kopf von unten photographiert mit verzerrtem Mund und durch die Perspektive mit riesiger Hakennase wie in der Ikonographie des Nationalsozialismus.

Mossadegh war krank, er litt an einer seltsamen, nie aufgeklärten Nervenkrankheit, hatte oft Fieber und konnte stundenlang über seine Magengeschwüre sprechen, die kein Arzt richtig diagnostiziert habe. Außerdem hielt er sich von seinem Amtssitz fern, weil dort zu viele Leute mit verdächtigen Interessen auf ihn einredeten. Von so ausgesuchter Höflichkeit er war, wie alle Zeitzeugen berichten, so unangenehm war ihm die Ziererei auf Empfängen und Bällen. Er verachtete die Gespreiztheit der Aristokratie, wie nur ein Aristokrat sie verachten kann. Als Sprößling der Kadscharen kämpfte er während der Konstitutionellen Revolution von 1906 vehement gegen seine eigene gesellschaftliche Klasse, ja, seine eigene Familie. Vor großen Kundgebungen, die er immer wieder einberief, um sich öffentlich zu erklären, wenn seine Gegner intrigierten, fürchtete er sich eigentlich – und das, obwohl er ein so mitreißender Redner war, daß er Hunderttausende zum Weinen bringen konnte. Vor Ergriffenheit fing er dann oft selbst an zu weinen oder sank hinterm Pult ohnmächtig zu Boden. Im Parlament geriet er einmal in solche Wut, daß er aus dem Ehrenstuhl des Regierungschefs die hölzerne Armlehne herausbrach und wild damit herumfuchtete. „Der Löwe“ nennen ihn die Iraner bis heute wegen seiner Kraft. Dabei klagte er ständig über seine Gebrechen, sein Alter, seine Schwäche, las auf internationalen Konferenzen sein medizinisches Bulletin vor und drohte immerzu, die Last, die sein Amt bedeute, sofort und für immer abzuschütteln - falls man seine Forderung nicht erfülle.

Tatsächlich hat Mossadegh in seiner langen politischen Laufbahn, die vierzehnjährig begann, als ihn der Kadscharenkönig zum Schatzmeister der riesigen Provinz Chorasán ernannte, und ihn mehrfach ins Gefängnis, ins Exil, aber genauso oft in Ministerämter führte, tatsächlich hat er mehr als einmal kurz entschlossen und auf offener Bühne seinen Rücktritt erklärt, weil ihm etwas nicht paßte, hat sich in seinen türkisfarbenen Pontiac gesetzt und von seinem Fahrer bei Vollgeschwindigkeit zu seinem Landsitz in Ahmadabad bringen lassen, wo er für Wochen nicht

einmal das Telefon abhob. Mindestens so groß wie seine Liebe zum Land war seine Kunst, sich Feinde zu machen. Mossadegh war ein Held, wie es in der Politik nur Helden geben kann, aber ein Politiker war er nicht.

Am 19. August 1953 belagerte die Armee im Rahmen einer Aktion, die von der CIA geplant, organisiert und finanziert wurde, Mossadeghs Haus in der Teheraner Kach-Straße. Der Radio-Sender war besetzt, in den Straßen standen Panzer, dennoch hätte Mossadegh Wege finden können, das Volk zu rufen. Wie so oft, wären Zehntausende, Hunderttausende auf die Straßen geströmt und hätten die zusammengewürfelte Menge aus dem Süden Teherans, die nicht ihre eigene Sache vertrat, davongejagt. Er tat es nicht, er hatte sich ergeben. Manche Bücher meinen, Mossadegh hätte ein Blutvergießen vermeiden wollen, andere stellen ihn in die Tradition der schütischen Märtyrer, die den Untergang als ihr Schicksal annehmen. „So schlecht ist alles gelaufen, so schlecht!“, seufzte einer seiner Minister, während sie sich im Keller eines Nachbarhauses versteckt hielten. „Und doch ist es so gut – wirklich gut“ erwiderte der Ministerpräsident.

Mossadegh wurde vor Gericht gestellt, wo er sich und die Demokratie mit der Genauigkeit eines Juristen und der Redegewalt eines erfahrenen Parlamentariers verteidigte. Wenn er saß: alt und über die Balustrade seines Angeklagtenplatzes gebeugt. Wenn er seine Stimme erhob: immer noch ein fauchender, mit dem Zeigefinger und bestechenden Argumenten um sich schlagender Löwe. Er weigerte sich, den Schah um seine Begnadigung zu bitten, wie es ihm mehrfach nahegelegt wurde, und ebenso, sich wenigstens zur Ruhe zu setzen für den Fall eines Freispruchs. Er bestand darauf, Recht zu haben, und wurde zu drei Jahren Gefängnis verurteilt mit anschließendem Arrest auf seinem Landsitz in Ahmadabad, etwa hundert Kilometer nordöstlich von Teheran.

Von Zeit zu Zeit sahen die Iraner Photos von dem Mann, der einmal ihr Ministerpräsident war, wie er immer schwächer, aber ungebrochen auf seinem Bett saß oder mühevoll, auf einem Stock gestützt durch den Hof seines Landguts in Ahmadabad ging. 1967 starb er fünfundachtzigjährig an genau der Krankheit, einem Magengeschwür, die er seit seiner Schweizer Studienzeit regelmäßig in der Öffentlichkeit selbst diagnostiziert hatte. Der Schah verbot ein öffentliches Begräbnis und jegliche Trauerfeier. Weniger als einen Monat nach dessen Sturz, am 5. März 1979, reisten über eine Millionen Menschen in Bussen, Autos, Lastern und viele zu Fuß nach Ahmadabad, um zum ersten Mal Mossadeghs Todestag zu begehen.

Das Grundstück ist leicht zu erkennen, weil es als einziges im Dorf noch mit Lehm ummauert ist. Einlaß fänden wir mit Hilfe von Herrn Takdustar, dessen Haus in der ersten Straße rechts liege, ruft eine Frau im Tschador von der anderen Straßenseite, als wir an das Eisentor klopfen. Herr Takdustar ist ein schlanker, großgewachsener Mann mit schneeweißem Haar, Schnurrbart und Bartstoppeln, zerknittertem Hemd und einer staubigen Hose, die mit einer Leine um den Bauch gebunden ist. Sein Vater war einer der Bauern, die Mossadegh gebeten hatte, seine Leiche zu waschen, er selbst der Koch, der die Linsen zubereitete, die Mossadegh als letztes aß. Jetzt ist es genug, sagte der Ministerpräsident, als der Teller leer war, und starb am nächsten Tag.

- Es soll keins geben, beantwortet der Koch unsere Frage nach den fehlenden Ortsschildern. Dieser Mann, bestätigt der Koch unser Schweigen, hat alles für seine Nation geopfert, sein Vermögen, seine Gesundheit, seine Freiheit, sogar seine Tochter, die bei dem Putsch vor Sorge und Aufregung verrückt geworden ist, nicht einmal Gehalt hat er als Ministerpräsident beziehen wollen, nicht einmal Benzingeld, selbst das Essen für die hundertfünfzig Soldaten, die ihn bewachten, hat er bezahlt, damit er der Allgemeinheit keine Unkosten bereitet – nun schauen Sie, was die Nation ihm gibt: nicht einmal ein Klingelschild. Nicht einmal der Ort darf ein Schild haben. Selbst die Dorfbewohner werden vierzig Jahre nach seinem Tod noch bestraft.

Als Mossadeghs Sohn, der zugleich sein Arzt war, ihm eröffnete, daß sein Krebs nur in Europa behandelt werden könne und der Schah einer Ausreise bereits erlaubt habe, auch das Visum bereitliege, verweigerte sich Mossadegh. Er ziehe es vor zu sterben, als die iranische Ärzteschaft durch eine Behandlung im Ausland zu beleidigen. Auch ihr Land habe tüchtige Ärzte. So gesetzestreu war Mossadegh, berichtet der Koch, daß er bei seinen Spaziergängen im Garten darauf achtete, nicht einen Schritt über die Grenze seines Grundstücks zu setzen, selbst wo die Mauer ein paar Meter jenseits verlief.

- Man schämt sich, wenn man all das erzählt, sagte der Koch, man schämt sich, Iraner zu sein.

Mehrfach ist er nach den Besuchern ausgefragt und aufgefordert worden, keine weiteren mehr ins Haus zu lassen.

- Ich habe das Brot dieses Mannes gegessen. Solange ich den Schlüssel besitze, werde ich jeden in sein Haus lassen, der es betreten möchte.

Der Besitzer des kleinen Ladens gegenüber, der dasselbe Brot gegessen hat, verdient seinen Unterhalt heute damit, die Nummernschilder der Autos zu notieren, die vor dem Haus parken. Als sich einer der Dorfbewohner, der wie alle Dorfbewohner damals zugleich Mossadeghs

Angestellter war, einmal darüber beschwerte, von einem der beiden Geheimdienstagenten, einem Herr Schahidi, geschlagen worden zu sein, stellte Mossadegh Herrn Schahidi im Wohnzimmer zur Rede. Der Bauer sei drogensüchtig und schade der öffentlichen Moral, verteidigte sich Herr Schahidi. Der Koch, der zusammen mit anderen Bediensteten durch die angelehnte Tür spähte, berichtet, daß Mossadegh den Griff seines Gehstocks um den Hals des Agenten legte und ihn kreuz und quer durch das Wohnzimmer zog.

- Ich weiß selbst, daß der Bauer Opium raucht, aber das ist nicht Ihre Angelegenheit, schrie Mossadegh: Sie sind hier ausschließlich zu *meiner* Bewachung.

- Ich habe einen Fehler begangen, ich habe einen Fehler begangen, wimmerte der Agent.

Obwohl er schwor, nie wieder einen Bauer zu behelligen, gab sich der alte Herr, der auch als Greis, Gefangener und Demokrat noch ein Herrscher war, nicht zufrieden.

- Gib den Agenten kein Essen mehr, wies er den Koch an.

Eine Woche lang mußten Herr Schahidi und sein Kollege, Her Yussofchani, in die weit entfernte Stadt fahren, um sich Nahrungsmittel zu besorgen, die sie selbst zubereiteten, oder die Soldaten anbetteln, ihnen etwas abzugeben, bis Mossadegh den Bann wieder aufhob. Aus dem ganzen Land schlugen sich die Kranken, die mittellos waren, nach Ahmadabad durch, weil sie darauf vertrauen konnten, daß Mossadegh ihnen ein wenig Geld und ein Behandlung in dem Teheraner Krankenhaus besorgen würde, das seine Mutter gestiftet hatte und von seinen Sohn geleitet wurde.

- Ich habe Ihnen nur das berichtet, was ich mit eigenen Augen gesehen habe, sagt der Koch, bevor er uns zu dem Haus führt.

Auf dem Grundstück stehen Bäume, die Mossadegh selbst gepflanzt haben dürfte. Ein befahrbarer Kieselweg führt zu dem zweistöckigen roten Ziegelhaus mit dem unüblich gewordenen Spitzdach, das nicht mehr als vier Zimmer, eine Terrasse und einen Balkon hat. Als die Islamische Republik es in ihrem kurzen Frühling erlaubte, baute Mossadeghs Enkel, der als einziger direkter Nachkomme noch in Iran lebt, einen Anbau, der als Museum dient. Auch Abfalleimer aus Plastik wie in deutschen Parkanlagen stehen entlang des Kieselwegs, und das Haus, von dem heute wieder niemand erfahren soll, wurde unter Denkmalschutz gestellt. Hinter einer Glasscheibe ist der Pontiac zu sehen, mit dem Mossadegh aus Teheran raste, wann immer er mitten in einer Sitzung seinen Rücktritt erklärt hatte. Die Fensterläden und Türen seines

Hauses, fällt mir auf, haben exakt die gleiche türkise Farbe. Mossadegh ist unter dem Wohnzimmer begraben, einem kahlen Raum mit einem schönen Teppich auf schlichten Kachelfliesen. Nicht einmal als Leiche durfte er Ahmadabad verlassen.

An den Wänden einige Dokumente, Zitate und Photos, Mossadegh mit Stock bei seiner Verteidigungsrede im Gerichtssaal, die zur Anklage wurde, Mossadegh mit Stock von hinten beim Spaziergang, Mossadegh mit Stock erschöpft auf dem Boden, in der Mitte der Grabstein, der von einem bestickten Tuch bedeckt ist, darauf der Koran, Blumen und Kerzen. Nacheinander legen wir jeder eine Hand aufs Grab und beten dreimal die Fatiha, auch der Fahrer und meine zehnjährige Tochter. Im Auto erstaunt sie alle mit der Frage, warum Iran Amerika bis heute vorwirft, Mossadegh gestürzt zu haben, wenn nicht einmal sein Dorf beschildert sein darf. Und in ganz Teheran ist keine einzige Gasse nach Mossadegh benannt, fügt der Fahrer hinzu. Nicht die Demokratie hat 1979 gesiegt, antworte ich mit einem Zitat des ersten Ministerpräsidenten der Islamischen Republik, Mehdi Basargan, der in den fünfziger Jahren zu den engsten Mitarbeitern Mossadeghs gehörte und sofort nach der Besetzung der amerikanischen Botschaft in Teheran zurücktrat – nicht die Demokratie hat 1979 gesiegt, sondern nur ein Schah mit Turban.

Bei den Massenprotesten, die nach der Präsidentschaftswahl am 12. Juni ausbrachen, hielten viele Demonstranten das Bild von Mohammad Mossadegh in die Höhe. Die Anerkennung der Regierung Ahmadinejad durch das Weiße Haus läßt befürchten, daß der Westen bereit ist, die iranische Demokratiebewegung erneut im Stich zu lassen, sollte es dafür einen Kompromiß in der Atomfrage erzielen. Leider weist kein Schild nach Ahmadabad.

Der Kölner Schriftsteller Navid Kermani besuchte Ahmadabad im Frühjahr 2009